

(Nachdruck verboten.)

8]

Cressy.

Roman von Bret Harle.

IV.

Die Rückkehr des Fräulein Cressida Mc Kinstry nach Indianerbrunn und zu ihren unterbrochenen Studien war ein Ereignis, von dem man nicht nur in der Schule Notiz nahm. Selbst das aufgehobene Verlöbniß erschien nach dem allgemeinen Dafürhalten geringfügig gegenüber der Wiederaufnahme des Schulbesuchs. Einige boshafte ältere Mitschwestern, die natürlich als solche von dem Schießgewehr Mc Kinstrys nichts zu fürchten hatten, meinten, das Seminar in Sacramento habe sie zurückgewiesen, die Mehrzahl aber war stolz auf ihre Rückkehr und sah dieselbe in gewissem Maße als ein Kompliment gegen die Schulverhältnisse in Indianerbrunn an. Mit einer Breite und Beredsamkeit, welche in rührendem Gegensatz zu seiner Größe und der Qualität von Druck und Papier standen, stellte der „Stern von Tulumne“ es als möglich hin, daß „in Indianerbrunn ein „Gain des Academus“ emporwachse, unter dessen Zweigen künftige Gelehrte und Staatsmänner ihren Gedanken nachhingen“, und behandelte die Sache in einer Weise, welche dem Lehrer im höchsten Grade unangenehm war. Denn eine Zeitlang wurde der Pfad zwischen dem Ranch Mc Kinstrys und dem Schulhause von jungen Leuten umlagert, für welche die frei gewordene Cressida, nachdem sie die gefährliche Aussicht der Davis and Mc Kinstrys losgeworden, ein Gegenstand begieriger Bewunderung geworden war. Das junge Mädchen selbst, welches, ungeachtet des dadurch dem Lehrer bereiteten Vergers, mit bewußter Absichtlichkeit abwechselnd alle ihre neuen Kleider trug, womit sie ihre Verehrer nicht wenig reizte, wagte es doch nicht, diese bis in die Nähe des Schulplatzes mitzubringen. Es fiel dem Lehrer auf, daß Indianerbrunn sich um seine eignen Beziehungen zu der ländlichen Zauberin gar nicht zu kümmern schien; die jungen Leute waren offenbar nicht eifersüchtig auf ihn, und keine Matrone fand etwas Unpassendes darin, daß ein junges Mädchen von Cressys Alter und Antecedenzen dem Unterricht eines jungen Mannes anvertraut wurde, der kaum älter war als sie. Ungeachtet der Haltung, welche Herr Ford ihr gegenüber annahm, berührte ihn dieses versteckte Kompliment gegen die bei ihm vorausgesetzten klösterlichen Neigungen fast ebenso unangenehm wie die übertriebenen Lobreden des „Stern“. Er mußte sich gewisse eigne Thorheiten ins Gedächtnis zurückrufen, um sich Klar zu werden, daß er nicht der Asketiker war, für welchen man ihn hielt.

In Verfolg seines Mc Kinstry gegebenen Versprechens hatte er einige Lehrbücher angeschafft, welche für Cressy passender waren, ohne ihr jedoch unter den Schulkindern eine Ausnahmestellung zu geben. Nach einigen Wochen gab er ihr dann die Aussicht über die kleineren Mädchen, indem er gewisse Funktionen Rupert Filgen abnahm, welcher dem verachteten und „dummen“ Geschlecht gegenüber mit mehr Härte seines Amtes waltete, als nötig war. Cressy hatte sich diesem wie ihren neuen Arbeiten mit gutmütiger Gleichgültigkeit unterzogen und zeigte zuweilen mit erstaunlicher und erschreckender Offenheit, daß sie von dem abstrakten oder moralischen Zwecke alles dessen keine Ahnung habe. „Zu was ist das gut?“ fragte sie dann wohl und sah den Lehrer plötzlich an. Herr Ford, in Verwirrung gebracht durch ihren Blick, der früher oder später immer gewissermaßen um Entschuldigung zu bitten schien für das gänzlich ungehörige Betrachten seines Gesichts, gab ihr dann gewöhnlich eine eingehende Antwort. Wenn aber der Gegenstand ihre eignen Neigungen berührte, war sie eifrig bei der Arbeit. Eine vorübergehende Vorliebe für Botanik wurde durch einen kleinen Vorfall wachgerufen. Der Lehrer, welcher diese Wissenschaft für etwas hielt, mit dem sich Damen sehr wohl beschäftigen könnten, berührte den Gegenstand einmal in der Pause und erhielt die gewöhnliche Antwort. „Denken Sie doch einmal,“ fuhr er mit einiger List fort, „jemand sende Ihnen anonym Blumen.“

„Ihr Schatz!“ meinte Hans Filgen mit heiserer Stimme

und dreister Stirn. Ohne den Eintwurf und den Rippenstoß zu beachten, mit welchem Rupert seinen Bruder dafür regaliert hatte, fuhr der Lehrer fort:

„Und wenn Sie nicht herausfinden, wer der Absender ist, so würden Sie doch wenigstens wissen wollen, wie sie heißen und wo sie wachsen.“

„Wenn sie hier 'rum wachsen, können wir's ihr sagen,“ rief ein Chor kleiner Stimmen.

Der Lehrer zögerte. Er fühlte, daß er auf ein bedenkliches Gebiet geraten sei. Er war umringt von einem Duzend kleiner scharfer Augen, vor denen die Natur kein Geheimnis zu verbergen vermochte — Augen, welche der frühesten Blumen harren und wissen, wann sie hervorsprießen, kleinen Fingern, welche nie die Blätter eines Buches berührt hatten, aber wußten, wie man die erste Anemone von der Hülle befreit, oder die in entlegenen Höhlen nach der schüchternen Sagerose gesucht hatten, führerlosen kleinen Füßen, welche instinktiv den Weg nach den südlichen Geländen mit ihren Mariposas gefunden, oder, ohne zu irren, am Fluß Wasserlinien aufgesucht hatten. Ueberzeugt, daß er darin nicht mit ihnen gleichen Schritt halten könne, ging er darüber hinweg.

„Angenommen, daß eine dieser Blumen,“ fuhr er fort, „nicht gleich den andern ist, daß Stengel und Blätter statt grün und weich, weiß und zähe wären wie Wolle, als sollten sie zum Schutz gegen Kälte dienen, wäre es nicht hübsch, wenn man gleich wüßte, daß sie nur im Schnee gedeiht und daß man bis über die Schneelinie emporsteigen müßte, um sie zu pflücken?“ Die unschöne Einführung eines Blumenfreundlings gefiel den Kindern nicht und sie schwiegen still. Daraufhin ließ Cressy die Botanik gelten. Eine Woche danach legte sie eine unscheinbare Pflanze mit einem Stengel gleich grobem Wollengarn dem Lehrer auf das Pult. „Es ist nichts dran zu sehen, nicht wahr?“ sagte sie. „Ich hätt' ne bessere mit der Scher' aus einem alten Jackett von mir ausschneiden können.“

„Haben Sie sie hier gefunden?“ fragte der Lehrer überrascht.

„Masters hat suchen müssen, wie er auf dem Berg war. Ich hab' sie ihm beschrieben. Ich dachte wahrhaftig nicht, daß er so viel Gripps haben würde, das Richtige zu bringen. Aber er hat's doch fertig gebracht.“

Obgleich die Botanik nach diesem einem andren übertragenen Versuch langsam an Interesse einbüßte, trug sie doch dazu bei, daß Cressy immer mit frischen Blumen versorgt war, und indem ihr freundlicher Einfluß sich auf ihre Freunde und Bekannten ausdehnte, wurde Botanik allmählich mit Gartenbau verwechselt, führte dazu, daß ein paar Gärten angelegt wurden, und wurde in der Schule als eine stillschweigende Konzession angesehen, Beeren, Äpfel und Nüsse mitzubringen. Im Lesen und Schreiben machte Cressy tüchtige Fortschritte und ihre grammatikalischen Fehler wurden merklich geringer, wenn sie auch gewisse charakteristische Ausdrücke und ihre halb musikalische Intonation beibehielt. Das trat besonders beim lauten Lesen zu Tage, dem dadurch ein eigner Reiz gegeben wurde, welcher ihrer gewöhnlichen nachlässigen Redeweise fehlte. Selbst das Lesebuch mit seinen eindrucksvollen, für kleine Leser sorgfältig ausgewählten Stücken aus englischen Klassikern blieb für Cressy nicht länger etwas Unverständliches. Gelassen hatte sie die Schwierigkeiten der Aussprache mit Hilfe eines instinktiven Gefühls für Wohlklang, wenn nicht gar Verständnisses, überwunden. Mit geschlossenen Augen erkannte der Lehrer seine Schülerin kaum wieder. Ob sie das Gelesene verstand oder nicht, mochte er nicht fragen; ohne Zweifel wußte sie hier wie in andren Dingen, was sie anzog. Rupert Filgen, der mit Gefühl, wenn auch nicht immer korrekt las, und im Fluge vier bis fünf Silben „nahm“, um in dem Graben einer rhetorischen Pause auszuruhen, sprach allein verächtlich über ihre Art. Octavia Dean, die zwischen ihrer hoffnungslosen Neigung für den schönen, aber unzugänglichen Jungen und ihrer Seelenfreundschaft für das größere Kleiderreiche Mädchen hin und her schwankte, studierte des Lehrers Gesicht mit ängstlicher Sorge.

Es bedarf nicht eines besonderen Hervorhebens, daß Stram Mc Kinstry, soweit ihm Grenzstreit und Viehtreiben Zeit ließen, mit diesen neuesten Fortschritten seiner Tochter sehr zufrieden war. Er gab dem Lehrer zu verstehen, daß ihr

Lesen eine Errungenschaft sei, welche auch zu Hause geübt werden und zu dem Gleichmut führen könne, welcher ihm so sehr fehlte. Auch ging das Gerücht, daß Cressys Vorlesen ihn eines Abends daran gehindert habe, einem von den Hendersons eins „aufzubrennen“.

In den Augen der Öffentlichkeit fiel dem Lehrer von Cressys Erfolge ein Anteil zu. Obgleich aber Frau McKinsty ihre tolerante Gutmütigkeit ihm gegenüber nicht wesentlich änderte, merkte er mit Bedauern, daß sie die Studien ihrer Tochter und ihres Mannes Interesse für dieselben als eine Schwäche ansehe, welche im Laufe der Zeit seine mörderischen Absichten aufhalten und Auge und Hand unsicher machen könnte. Und als McKinsty sich in den Schulvorstand wählen ließ und dadurch genötigt war, mit gewissen Ansehern aus dem Osten in Verkehr zu treten, die auch bei der Verwaltung beteiligt waren, war die Möglichkeit einer Verminderung der Schärfe der zwischen den Yankee und ihnen gezogenen Grenzlinie ihr Anlaß zu ersten Zweifeln an Harry physischer Kraft.

Wenn Onkel Bens Fortschritte geringer waren, so waren sie doch nicht weniger befriedigend. Ohne Phantasie und Schwärmerei hielt er sich mit schwerfälliger Beharrlichkeit daran. Wenn der leicht erregbare Rupert Hilgen gegen die hartnäckige Langsamkeit seines Schülers nichts auszurichten vermochte, ließ sich der Lehrer selbst, betwogen durch Onkel Bens triefende Stirn und zusammengezogene Brauen, dazu herbei, ihm den Nachmittag über die Geheimnisse vor ihm zu enthüllen, ihm für seine schwere Hand etwas vorzuschreiben oder wie bei Kindern diese über das Papier zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kabel-Fabrikation.

Für die Fortleitung elektrischer Energie werden bekanntlich Kabel von entsprechendem Leitungsvermögen benutzt. Die gewaltigen Fortschritte der Elektrotechnik in den letzten Jahren und die dadurch hervorgerufene umfangreiche Verwendung der elektrischen Energie haben zu Anlagen verschiedener Art Veranlassung gegeben und den Bedarf an elektrischen Leitungsmaterialien ganz gewaltig gesteigert. Die Herstellung der elektrischen Leitungskabel hat sich dadurch zu einem besondern Fabrikationszweige der elektrotechnischen Industrie entwickelt.

Eine moderne Kabelfabrik sucht man möglichst in der Weise anzulegen, daß für die Zufuhr der Rohmaterialien und für die Abfuhr der Fabrikate vorhandene Wasserwege und Eisenbahnlinien benutzt werden können. Man errichtet daher Kabelwerke meist dort, wo in der Nähe eine Eisenbahnstation und ein schiffbarer Wasserweg vorhanden ist. Mit der Station wird dann die Fabrik durch ein Anschlußgleis verbunden, während die Entnahme der auf dem Wasserwege mit den Schiffen und Dampfern herbeigeschafften Materialien durch geeignete Kran- und Transportanlagen bewirkt wird. Die Anordnung der Fabrik selbst geschieht zweckmäßig in der Weise, daß sie als Hallen- und Etagenbau in der Form ausgeführt wird, daß ein zusammenhängender, überdachter Raum entsteht. Diese Ausführungsform ist für eine Kabelfabrik darum besonders zweckmäßig, weil sich bei derselben der Transport von halbfertigen Kabeln über freie, dem Wind und Wetter ausgesetzte Hofräume nicht nötig macht, während die Erweiterung eines solchen Werkes bei zunehmendem Kabelbedarf keinerlei Schwierigkeiten bereitet.

Die Fabrikation der großen schweren Kabel nimmt naturgemäß in einer solchen Fabrik den größten Raum ein. Die eigentliche Herstellung der Kabel beginnt nun damit, daß man aus den geeigneten Metallen die Drähte anfertigt. Da Kupfer ein ganz vorzüglicher Leiter für Elektrizität ist, so werden die meisten Drähte aus Kupfer hergestellt. Allerdings hat in neuerer Zeit auch Aluminium, das die Elektrizität weniger gut leitet wie Kupfer, diesen Mangel aber durch sein geringes Gewicht ausgleicht, für elektrische Leitungszwecke Verwendung gefunden, zumal dieses Leichtmetall bedeutend im Preise herabgegangen ist, während Kupfer infolge des riesigen Verbrauchs namentlich für elektrotechnische Zwecke wesentlich teurer geworden ist. Man sucht im Kabelwerk möglichst elektrolytisch reines Kupfer zu verarbeiten, da dieses als vorzüglicher Leiter dem elektrischen Strom nur geringen Widerstand entgegensetzt.

Das Kupfer, welches meist als Barren von 95 Centimeter Länge und quadratischem Querschnitt von 9 Centimetern Durchmesser zur Verarbeitung gelangt, geht in das Kupferwalzwerk, um hier, nachdem es erwärmt worden ist, die Walzen zu passieren. Die Anordnung der Walzenstrahlen ist so getroffen, daß sich die mit Ausparungen von abnehmender Größe versehenen Walzen in einer gewissen Entfernung gegenüber stehen. Der glühende Kupferbarren wird nun zu der Walze mit der größten Ausparung gebracht. Die Arbeiter halten den Barren mit Zangen gegen die kalibrierte Walze, die denselben hindurchreißt und dadurch eine bedeutende Ausdehnung in der Längsrichtung bewirkt. Solwie das Kupfer

nach dieser ersten Streckung auf der andern Walzenseite herausgetreten ist, packen es die Zangen der Arbeiter von neuem, um es an die nächst kleine Kalibrierung zu bringen; der Prozeß des Durchzwingens wiederholt sich also, und damit wird auch die Verlängerung des Materials eine größere. Die Einrichtung ist nun so getroffen, daß das glühende Kupfer immer hin und her durch die sich gegenüberstehenden Walzen geschickt wird. Da die Hohlräume (also die Kalibrierung) der Walzen immer kleiner werden, so wird das hindurchgepreßte Kupfermaterial immer mehr und mehr in der Längsrichtung gestreckt. Bei Benutzung einer Dreifach-Walzenstrahl ist man so in der Lage, in der Zeit von 3 Minuten aus einem Kupferbarren von der erwähnten Größe einen runden Draht von 6 Millimeter Durchmesser und ungefähr 260 Meter Länge auszuwalzen. Zu dieser Arbeit ist die Betätigung der Walzen durch eine Kraftquelle von etwa 600 Pferdestärken erforderlich. Die Kupferbarren brauchen nur zu Beginn des Walzprozesses glühend gemacht zu werden, da sie durch das fortgesetzte Durchpressen durch die Walzen infolge der auftretenden Reibung immer wieder genügend erwärmt werden. Der Anblick, den die Thätigkeit in einem solchen Kalibrierteil bietet, ist ein ungemein anziehender: gleich glühenden Schlangen laufen die Kupferstreifen, von geschickten Arbeitern aufmerksam bedient, durch die Walzenstrahlen des Raumes hin und her.

Der so hergestellte Walzdraht kommt nunmehr in eine andre Abteilung, woselbst er auf Ziehbanken dünner gezogen wird; diese Bänke sind so eingerichtet, daß man Drähte von verschiedenem Querschnitt gewinnen kann. Will man ganz besonders dünne Drähte fabrizieren, so schiebt man die in dieser Ziehbank bis zu etwa 2 Millimeter Durchmesser hergestellten Drähte in die Feinzieherei; hier sind die Ziehmaschinen mit entsprechend gebohrten Diamanten versehen. Diese Ziehmaschinen weisen mehrere Diamanten von im Kaliber abnehmender Größe auf. Man schiebt nun den Draht durch die immer kleiner werdenden Löcher der Diamanten und gewinnt so Drähte bis herab zu 0,05 Millimeter Durchmesser. Die Anwendung der Diamanten hat den Vorteil, daß auch bei den dünnsten Drähten die Gleichmäßigkeit des Durchmessers gesichert ist. Außer den Drähten von kreisrundem Querschnitt werden auch solche von verschiedenen eckigen Profilen fabriziert.

Neben den Kupferdrähten stellt man in einem Kabelwerk auch Messing- und Bronzebrähte für elektrische Leistungszwecke her.

Da die großen starken Kabel für Kraftübertragungszwecke oft bis zu Betriebsspannungen von 20 000 Volt benötigt werden, so muß bei der Fabrikation auf eine gute Isolation Bedacht genommen werden. Die Kabel werden daher, bevor sie die Produktionsstelle verlassen, einer Prüfung der Isolation unterworfen, wobei die Spannung auf das Doppelte der für sie in Aussicht genommenen Betriebsspannung gebracht wird.

Die auf besondere Spulen (sogenannte Bobinen) gewickelten Drähte werden auf den Kabelziehmaschinen zunächst zur Kabelleere vereinigt und dann mit einem isolierenden Faserstoff, zu dem meist die aus Ostindien stammende Bastfaser Zute gewählt wird, umspinnen. Die von der Kabelziehmaschine fertigestellten Seile werden in einen Raum gebracht, woselbst sie, nachdem man der Zute durch Trocknung in geheizten Vakuum-Trockenschränken die Feuchtigkeit vollständig entzogen hat, in Gefäße gelegt werden, die mit geschmolzenen harzigen Isoliermaterialien gefüllt sind. Haben die Kabel in diesen Gefäßen unter Vakuum eine genügende Durchdränkung der Zute-Umspinnung zwecks Isolation erfahren, so werden sie in die sogenannte Bleipresse gebracht, um hier eine nahtlose Bleimantel-Umspinnung zu erhalten. Werden Warmbleipressen zu diesem Zweck benutzt, so erwärmt man das Blei soweit, daß es plastisch ist; man kann auch Kaltbleipressen anwenden, wenn man den Bleimantel unter bedeutend gesteigertem Druck aus den starren Bleimaterialien pressen will.

Nunmehr handelt es sich um die Feststellung, ob dieser Bleimantel genügend dicht ist, um jedes Eindringen von Feuchtigkeit zc. bei der späteren Verwendung zu verhüten. Man bringt daher die Kabel in Wasser und nimmt eine sorgfältige Prüfung der Mäntel auf Leistungsfähigkeit und Isolation vor.

Für manche Zwecke können die Kabel schon in dieser Form ohne weiteres verwendet werden; meistens werden sie aber noch mit einer Armatur aus Eisendrähten oder aus Eisenbändern versehen. Nachdem zu diesem Zweck der Bleimantel noch mit Zute umwickelt ist, wird die Armatur auf der Armiermaschine um die Kabel gewickelt. Immer dann, wenn man diese Leitungseile gegen mechanische Verletzungen möglichst schützen will, wendet man die Armierung aus Eisenband an; soll dagegen durch die Umspinnung eine möglichst weitgehende Verstärkung der Kabel zur Aufnahme von Zugkräften, wie solche z. B. bei in Bergwerken verlegten Kabeln auftreten, herbeigeführt werden, so findet die Drahtarmatur Verwendung. Kabel, die in Flüssen zc. verlegt werden, erhalten meist beide Armierungen, da sie sonst durch treibende Schiffsanker leicht beschädigt werden würden.

Für Starkstromzwecke können die Kabel als umspinnene und umfloppelte Drähte in mannigfachen Ausführungsformen fabriziert werden. Man benutzt als Isolierstoffe dann Seide und Baumwolle. Spinn- und Klöppelmaschinen finden zur Verarbeitung dieser Isoliermaterialien Verwendung; die Klöppelmaschinen arbeiten wie mechanische Strickvorrichtungen, indem sie schlauchförmige Mäntel um die Kupferleitungen herstellen. Müssen die Kabel sehr beweglich, aber auch gegen mechanische Beschädigungen durch Armierungen gut ge-

geschützt sein, so werden sie auf den Klöppelmaschinen mit feinem Stahldraht umspinnen. Für manche Zwecke wieder hat es sich als vorteilhaft erwiesen, die Drähte der Kabelseele statt mit Jute durch einen Ueberzug aus Gummi zu isolieren. Kabel, die in feuchten oder nassen Räumen Verwendung finden sollen, werden durch Verwendung von mehrfachen Umhüllungen aus Gummi, Guttapercha oder vulkanisiertem Kautschuk entsprechend gegen das Eindringen der Feuchtigkeit geschützt. Anschließlabel, wie solche z. B. für elektrische Tischlampen vielfach Verwendung finden, erhalten meist eine isolierende Umspinnung aus Seide.

Die Herstellung der Kabel für überseeische Telegraphenzwecke ähnelt der Fabrikation der Starkstromleitungen am meisten. Wenn man bedenkt, daß überseeische Leitungen oft bis zu einer Länge von 6000 Kilometern verlegt werden müssen, so ist es naheliegend, daß man im Interesse möglichst geringen Gewichtes die schweren Kleimäntel vermeidet. Diese Kabel werden daher meist durch mehrfache Guttapercha-Umhüllungen isoliert und dann noch mit Jutesäden umspinnen. Die an den Riffen verlegten Teile dieser Kabel weisen Stahlband-Armierungen auf, während das für das Meer bestimmte große Kabelteil Armierung aus Stahldraht erhält.

Zu letzter Zeit hat man begonnen, die bisher oberirdisch verlegten, nicht isolierten Telephondrähte durch geeignete Kabel zu ersetzen. Diese Kabel bestehen meist aus vielen Aderpaaren, so daß oft bis zu 250 in einer Leitung vereinigt sind. Die Isolierung jeder Ader erfolgt durch Papier, das möglichst lose umwickelt wird. Das zu Scheiben aufgewickelte Papier wird von der Spinnmaschine zu den Drahtisolierungen mechanisch verarbeitet. Durch die lose Aufwicklung erhält man zwischen dem Papier und dem Kupfer Luftschichten, die für telephonische Zwecke nach den gemachten Erfahrungen äußerst günstig sind. Soweit die Telephonkabel direkt im Erdreich verlegt werden sollen, schützt man sie durch Umpressen von Kleimänteln und auch wohl durch Armierungen von Eisen.

Die namentlich für Schwachstromzwecke benutzten Wachsdrähte, bestehen aus blankem Kupferdraht, der von 2 Lagen bunter Baumwolle, von welchen die äußere gewachst ist, umspinnen wird.

Während die bisher erwähnten Isoliermaterialien für die Kabel-fabrikation seit langer Zeit große Bedeutung gehabt haben, ist vor kurzem die interessante und für die elektrotechnische Industrie sehr wichtige Entdeckung gemacht worden, daß durch die richtige Verwendung von Meinenig und Leinöl ein Isoliermaterial von großem Werte und bedeutender Dauerhaftigkeit für elektrische Leitungszwecke gewonnen wird. — P. M. G r e m p e.

Don Auguste Renoir

Bringt der Kunstsalon von Paul Cassirer eine größere Sammlung von Gemälden, die in Berlin zum erstenmal einen Ueberblick über das Schaffen dieses Künstlers gewähren. In der letzten Secessionsausstellung erregte sein Bildnis einer Dame in ganzer Figur das höchste Interesse. Man bewunderte die Feinheit der Farbengebung, die in einer vornehmen grau-grünen Tonreihe durchgeführt war, die Zartheit in der Behandlung der Fleischtöne nicht weniger als die lebensvolle Charakteristik. Es war eine der frühen Arbeiten Renoirs, während die jetzige Ausstellung neben solchen aus derselben Zeit auch einige enthält, die jüngeren Datums sind. Man steht überrascht, wenn man die ersten mit den letzten vergleicht. In einer so kurzen Spanne Zeit — höchstens zwei Jahrzehnten — hat sich eine erstaunliche Entwicklung vollzogen.

Renoir steht neben den größten der modernen französischen Maler des neunzehnten Jahrhunderts, neben Manet, Monet, Degas und Cassandre. Sie alle zeigen in ihren Anfängen eine gewisse Gleichförmigkeit in der Auffassung, in der Technik und in der Farbengebung. Aber mit fortschreitender Entwicklung differenziert sich ihre Art, wenn auch die Tendenz in rein malerischer Beziehung bei allen die gleiche ist. Man denke an Manets „Frühstück im Walde“ zurück, das früher einmal an derselben Stelle gezeigt wurde, und sehe es in Vergleich zu einer seiner späteren Landschaften; man stelle Monets frühe Landschaften seinen letzten gegenüber oder man vergleiche in der jetzigen Ausstellung die „Dame mit Strauß“ aus dem Jahre 1866 mit der „Frau mit der Krone“ von 1880: es ist immer derselbe Gang der Entwicklung. Die ganze Farbenanschauung ist lichter geworden; der kühle, grau-grüne Grundton hat einem weichen Platz gemacht, in dem ein frisches Blau dominiert. Das konsequente Freilichtstudium hat diese Auffassung der Farben zur Folge gehabt und vor allem eine bessere Erkenntnis der transparenten blauen Schattentöne gebracht. Dagegen hat die Behandlung der Farben einen anderen Charakter angenommen, der auf eine reinere malerische Wirkung abzielt. Der feste Pinselstrich in den älteren Bildern, der eine scharf umrissene Zeichnung ergab, erscheint aufgelöst in eine Fülle leichter Tupfen, die zwar die Konturen verwischt, dafür aber um so besser gestattet; allen Feinheiten der malerischen Modellierung der Körperflächen in Licht und Schatten nachzugehen.

Hier stellt sich die Aufgabe freilich für den Figurenmaler Renoir etwas anders als etwa für den Landschaftler Monet. Dem letzteren kommt alles darauf an, die Wirkung der Luft im stimmenden Sonnenlicht in der freien Natur festzuhalten, und es gelingt ihm mit seinem lockeren Farbauftrag, der die Töne oft ungemischt nebeneinander auf die Waflfläche setzt, den Eindruck der vibrierenden Luft im Bilde hervorzurufen; indem er so gleich-

sam den leeren Raum füllt, für unser Empfinden nicht leer erscheinen läßt, dringt er auf einem neuen Wege zu dem Ziele vor, im Bilde eine machtvolle Raumgestaltung zu geben, das die frühere Landschaftsmalerei mehr durch lineare Komposition aufwobte. Renoir dagegen, der vor allem aus der Nähe gesehene Figuren malt, wendet seine ganze Kunst daran, die Modellierung der Körper innerhalb der Konturen bis zu ihren letzten Feinheiten herauszuarbeiten; sein Pinsel fährt leicht, wie streichelnd, über jede Rundung, jede Gebung und Sentung der Fläche, bannt den Reiz des darüber hinübergehenden Lichts in das Bild und erreicht so eine Lebendigkeit, die immer von neuem überrascht. So erscheint das erwähnte ältere Bild der Dame mit Strauß noch flüchtig gegenüber dem späteren Bilde der Frau mit der Krone, das mit fast greifbarer Körperlichkeit aus dem Rahmen hervorzutreten scheint.

Renoirs künstlerische Individualität hebt sich deutlich von den andern genannten Künstlern ab. Mit Manet wird man ihn nicht vergleichen können. Er ist nicht das umfassende Genie, das alles in den Bereich seiner Kunst zieht und überall neue künstlerische Entdeckungen macht. Renoirs Farbe hat nicht dieselbe herbe Kraft und den Reichtum, sie hält sich in bescheideneren Grenzen. Aber sie schmeichelt sich ein, sie ist von einer köstlichen Lieblichkeit und doch wieder von einer Brillanz, namentlich in den älteren Bildern, die besonders in Stillleben leuchtende Einzeltöne zu prangenden Farbenbouquets zusammenfaßt. Diese Qualitäten haben Renoir zum Maler der Grazie eleganter Damen wie einfacher Französinen werden lassen. Keiner unter den Modernen hat wie er das Bezaubernde dieser Frauen, das Schimmernde Weiß eines Armes, eines Halses, eines Busens, die zarte Modellierung eines schönen Frauengesichts, aber auch den prächtigen Reiz der Farben eines Kleides aus reichen Stoffen, der feinen Spitzenschleier, des gleichenden Geschnides zu malen gewußt.

Es ist nicht gesagt, daß bei einer so schnell fortschreitenden Entwicklung die späteren Werke auch immer diejenigen sein müssen, die den Beschauer am meisten fesseln. Der Maler kann sehr wohl sein eigentümliches Vermögen in einfacheren Formen klarer und anziehender zum Ausdruck gebracht haben. Auch bei Renoir ist man geneigt, den älteren Werken den Vorzug zu geben; wie schon das zweite Bild, daß in der Secession ausgestellt war, zeigte, wird er in späteren Bildern oft verschwommen in der Zeichnung und unklar in der Farbe. Die jetzige Ausstellung bietet in der Hauptsache nur jene älteren Arbeiten, wahre Prachtstücke. Neben der „Dame mit Strauß“ zieht besonders das brillante Bild „In der Loge“ die Augen auf sich: eine Dame in glänzendem schwarz und weiß gestreiftem Kleide sieht voll aus dem Bilde heraus, während ein Herr hinter ihr durch das Opernglas die Zuschauerreihen mustert. Träumlich blickt die Schöne geradeaus, ein leichtes Lächeln schwebt um den feinen Mund. Ein Farbenjuwel ist auch die jugendliche Vallersteuse, von einer süßen Droserie in der ungeheuren Haltung das Bildnis eines kleinen Mädchens, das aus großen fragenden Augen in die Welt schaut. Vor den späteren Bildern, dem „jungen Mädchen im Lehnstuhl“ und der „Frau mit der Krone“ steht man vor allem froppiert durch die Lebendigkeit, mit der die Körper fast plastisch heraustraten. Ein andres Gebiet, auf dem Renoir sich mit Vorliebe bewegt, ist das Stillleben. Selbst seine Landschaften gehören eigentlich hierher. Bezeichnend ist schon die Art, wie er den Ausschnitt wählt: nicht in weite Räume sieht man, sondern in stille, kleine Winkel, auf ein Stück mit Gräsern, Blumen und Büschen bedeckten Erdbodens, kaum daß der Himmel in einer Ecke in das Bild hineinschaut. Und hier stellt er dar, wie über dieses Blätter- und Blütenmeer mildes Sonnenlicht spielt und er faßt die verschiedenen Nuancen des Grün und die Farben der Blumen zu einer feinen Harmonie zusammen. Denselben Farbenreiz haben seine Stillleben im engeren Sinne, die er nicht nur in selbständigen Bildern, sondern, wie in dem großen „Frühstück in Vongival“ die Früchte und Speisen auf dem Tisch, auch als Teile eines größeren Ganzen anbringt. — hl.

Kleines Feuilleton.

— Die Hautfarbe der neugeborenen Negerkinder. Schiller-Zeich veröffentlicht in der „Deutsch. Reich. f. Geogr. u. Statist.“ (Wien) einen Aufsatz, in dem er auf Grund der Angaben von Anthropologen und Forschungsreisenden die Frage über die Hautfarbe der neugeborenen Negerkinder dahin entscheidet, daß diese, wenn auch nicht ausgesprochen weiß, so doch hellfarbig zur Welt kommen und erst in mehr oder minder langer Zeit nach der Geburt die dunkelbraune Farbe des betreffenden Stammes erhalten. Bei den helleren Negervölkern (Mangbattu, Sandeh, Vongo) haben die Neugeborenen, wie Schweinfurth beobachtet hat, ein hellrötliches Braun und sind in der ersten Zeit mit feinen, dichten, sammetartigen Haaren bedeckt; im ersten und zweiten Lebensjahre geht die Farbe dann in Schiefergrau und zuletzt in Braun über. Bei den südlicher wohnenden Völkern (Matola, Marutje) hat Holub beobachtet, daß die Neugeborenen ebenfalls eine sehr lichte Hautfarbe haben, und Emin Pascha hat bei den Völkern der Äquatorialprovinz die gleiche Beobachtung gemacht wie Schweinfurth. F. v. Hellwald behauptet auch, daß das Negerkind bei der Geburt hellgrau ist, erst nach der Geburt entwickelt sich das Pigment; in Nordafrika ist dasselbe erst im dritten Jahre vollkommen entwickelt, südlicher viel früher, zum Teil nach einigen Tagen. Vollständig weiß, wie ein Kind

der weißen Rasse, sind übrigens die Neugeborenen der Reger niemals, die Farbe nähert sich zwar mehr oder weniger derjenigen der weißen Rasse, ist aber ebenso verschieden wie die Hautfarbe der verschiedenen Regerstämme. Die reinblütigen Regerkinder der Eingeborenen des Barribairkes an der englischen Regerküste sind bei der Geburt rosig, wie junge Katten, dunkeln aber bald nach und sind in drei bis vier Monaten schwarz. Auch von den Rassen berichtet der englische Reisende Wood: „Das neugeborene Kind eines Rassen ist fast so hell wie das eines Europäers, und die schwarze Farbe entwickelt sich erst allmählich.“ Eine Missionarsfrau aus dem Zululande berichtet gleichfalls „von der erstaunlich hellen Farbe neugeborener Rassenkinder“; sie erwähnt indessen, daß es auch unter den erwachsenen Rassen neben den ganz schwarzen viele gebe, die eine wie Milchfarbe gelbliche oder eigentümliche Farbe haben, und daß es sogar „weiße Rassen“ (Kaler-laken) gebe, die etwa die Farbe eines von der Sonne stark gebräunten Weissen haben, obwohl sie von schwarzen Eltern abstammen und nicht etwa Mischlinge sind. Auch Nagel bemerkt, daß die Hautfarbe der Neugeborenen fast so hell wie bei Europäern sei, so daß Falkenstein die ersten Regerkinder, die er sah, für Mulatten hielt, bis sie nach einiger Zeit zunehmend dunkler wurden, um nach sechs Wochen vollkommene „Reger“ zu sein. Von dem neugeborenen Regerkinder sagt schließlich Pruner Bey: „Es ist rot mit schmutzigem Ruchbraun vermischt, die röllliche Farbe aber weit weniger lebhaft als diejenige des weißen Kindes. Diese ursprüngliche Farbe erscheint mehr oder weniger dunkel, je nach den Körpergegenden. Vom Rot geht sie bald in Schiefergrau über und entspricht mehr oder minder schnell der Farbe der Eltern, je nach der Umgebung, in welcher das Kind heranwächst. Im Süden ist die Entwicklung des Farbstoffes meist innerhalb eines Jahres vollendet, in Ägypten erst nach drei Jahren. Bei den Echa-Regern in Deutsch-Togo wird das Kind unmittelbar nach der Geburt mit Amuletten bedeckt, auch wohl der heißen Sonne ausgesetzt, damit es seine weiße Erstlingsfarbe verliere und bald „recht schwarz“, nach Regerkaischauung also „recht schön“ werde.“

u. Elektrische Spielerei. Jedermann weiß, daß Bernstein und Hartgummi, an Bollenzeug gerieben, elektrisch werden und kleine Papierfingel anziehen. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß man auch mit Papier sehr hübsche elektrische Spielereien ausführen kann, und zwar gerade jetzt, in der Zeit der geheizten Oefen. Man braucht Papier nur für einige Sekunden auf die heiße Ofenplatte zu legen, und es erweist sich sofort als elektrifiziert. Wenn man es mit der einen Hand von der Ofenplatte wegnimmt, und schnell einige Male zwischen Daumen und Zeigefinger der andern Hand hindurchgleiten läßt, so wird es so stark negativ elektrisch, daß es an der wagerecht gehaltenen Hand unten hängen bleibt. Hält man das Papierstück in der einen Hand wie ein Pendel, so wird es schon auf 10 Centimeter Entfernung von der andern Hand angezogen. Läßt man das Papierstück auf der Ofenplatte liegen, streicht 2 bis 3 mal mit einem Radiergummi darüber hin und nimmt es dann in die Hand, so ist es positiv elektrisch und wird von der andern Hand, wenn diese dem Papier genähert wird, noch stärker als vorher das negativ elektrifizierte Papier, ja förmlich mit Heftigkeit, angezogen. Diese hübsche elektrische Spielerei hat der Gymnasiallehrer Kleiber in München ausfindig gemacht. —

Musik.

Friedrich Gernsheim zählt jedenfalls mit, wenn es gilt, zur Kennzeichnung der musikalischen Ruhmeshöhe Berlins die „Namen“ zusammenzurechnen, über die man hier verfügt. Nach verschiedenen Dirigenten- und Lehrerstellen in mehreren Städten wirkt der nunmehr 62jährige Komponist in Berlin, reich an Ämtern und Würden. Seit einigen Jahren Senatsmitglied der Akademie der Künste, seit längerer Zeit Leiter des durch größere Aufführungen wohlangelegenen Sternschen Sängervereins, wurde er, wenn wir nicht irren, von der Akademischen Hochschule für Musik an die „Akademischen Meisterschulen für musikalische Komposition“ landidiert, von der Regierung jedoch dem „fortschrittlicheren“ E. Humperdinck nachgesetzt, schließlich aber doch in diese Stelle (als Nachfolger Herzogenbergs oder wahrscheinlicher Blumners) berufen. Er ist längst als tüchtiger Komponist für Kammermusik und auch für Chormusik anerkannt und in Berliner Konzerten ein beliebter Gast. So war es gerade kein bahnbrechender Gedanke, aber doch eine glückliche Wahl, daß die Quartettvereinigung der (am Sternschen Konservatorium wirkenden) Herren G. Sollaender, W. Rüdiger, W. Kamelmann und (als neuer) E. Sandow auf das Programm ihres vorgestrigen Abends zwei Quintette von Gernsheim setzte. Das eine der beiden Quintette ist eines für Streicher allein, das andere eines für Streicher und Klavier; jenes, so viel wir wissen, sein einziges Streichquintett und seit langem bekannt (op. 9), dieses (op. 88) sein drittes oder viertes Klavierquintett. Für diese komplizierten Kammermusikformen, zumal für die letztgenannte, schreibt jetzt in der Regel nur, wer etwas Ordentliches zu bieten hat. Deshalb und wegen der damit zusammenhängenden Spärlichkeit dieses Zweiges ist wohl jede Bereicherung desselben zunächst willkommen zu heißen. Gernsheim bedeutet, wie wir schon merken ließen, keinen Fortschritt in dem meist verstandenen Sinne des Wortes. Er pflegt, wie es noch immer

manche berechtigt machen thun, die von Mendelssohn und Schumann zu uns herüberreichende Art und Weise so weiter, wie es eben ein gut begabter und auf der Höhe der Tradition stehender Tonmeister vermag. Das wohl beste an diesem Epigonenzug sind die vollsaftigen, breit und weit gebauten, vom Flotten bis zum Stürmischen gehenden Melodien; dazu kommt dann noch eine gewisse Brillanz in der Verarbeitung, auf Grund eines meist umständlichen und rhetorischen Figurenwerkes, ohne hervorragend reiche Besonderheiten in Harmonien und Rhythmus — und endlich ein unablässiges Streben nach Wohlklang. So prächtig wie Volkmann und Julius Fesner hat wohl kaum einer diese Weise gehandhabt. Unser Gernsheim soll nun zwar nicht auf die Höhe der Genannten gestellt werden; die angeedeuteten Vorzüge und Schwächen jener Weise treten jedoch auch bei ihm deutlich hervor. Durch seine voll ausladenden, von Verbtheit und auch von besonderer Charakteristik fernen Melodien gewährt er uns eine Abwechslung gegenüber dem schwerer Lastenden einer moderneren Musik; durch das süßige Figurenwerk macht er seine Werke zu Vortragsskizzen, die den nach größeren technischen Aufgaben strebenden Musikern leicht sympathisch werden; und durch eine anmutige, an Scherz reiche Feiterkeit macht er sich dem Publikum lieb. In der starken Wirkung des „Alegretto molto grazioso o sempre scherzando“ seines H-moll-Klavier-Quintetts hat sich all dies Sympathische sozusagen verdichtet. —

sz.

Humoristisches.

— Der Ganzgroße. „Du, wen hat der Podbielski wohl gemeint, der mehr thun und weniger reden sollte?“

„Einen ganz Großen.“

„Du! . . . wen meinst du denn?“

„Den langen Müller.“ —

— Ehe-Politik. „So sind stiel Als mirre Männer um uns warben, waren sie die „Herren Rittergutsbesitzer“, und heute, wenn wir ein neues Kleid verlangen, sind sie die „notleidenden Landwirte“. —

— Der Kranke.

Die Brauen düster zusammengezogen,

Das Haupt voll Kummer nach vorn gebogen,

Die Augen stier zu Boden gerichtet —

Was fehlt nur dem Menschen? —

Was fehlt ihm? — — Er dichtet. —

(„Jugend“.)

Notizen.

k. Ein „Dostojewski-Museum“ wird demnächst in Moskau eröffnet werden. Es wird unter anderem alle Manuskripte des Dichters, die Ausgaben seiner Werke in allen Sprachen, die vollständige Bilderammlung des Dichters, eine Sammlung seiner Möbel, darunter seinen Arbeitstisch usw. enthalten. —

c. Der Pariser Stadtrat hat eine für die geistige Erziehung und Unterhaltung der Pariser Bevölkerung bedeutungsvolle Initiative ergriffen. Vom 14. November ab werden im Festsaal des Rathhauses alle Donnerstage von 5 bis 6 Uhr öffentlich und ganz frei Vorträge gehalten werden, wobei Künstler von unkonventionierten Theatern Prosaabhandlungen und Gedichte berühmter Dichter vortragen. Am dem ersten Nachmittag werden Druckstücke von Werken der „Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, eine gesprochene Anthologie“, von Künstlern des Odéon zum Vortrag gelangen. —

— Protest gegen Björnsons Drama „Paul Lange und Lora Parsberg“. Die Familie des früheren norwegischen Ministers Sverdrup und die ehemaligen Kollegen beabsichtigen, wie ein Berliner Blatt meldet, gegen die Schilderung, die Björnson in seinem Drama von Sverdrup gegeben, einen geharnischten Protest zu veröffentlichen. —

— Hans Hubers „Wödlin-Sinfonie“ wird in einem der nächsten Philharmonischen Konzerte unter Arthur Nikischs Leitung zum erstenmal in Berlin aufgeführt werden. —

— Wilhelm Kienzels neue Oper „Heilmars“ wird Mitte Dezember im Opernhause in Scene gehen. Hoffmann wird den Heilmars, Ida Hiedler die weibliche Hauptrolle singen. —

— Klinger soll als Bedingung für sein Kommen nach Wien folgende Forderungen gestellt haben: 40 000 Kronen Gehalt, ein Bildhauer- und ein Maler-Atelier, sowie sechs Monate Urlaub. — Die Angelegenheit ist noch in der Schwebe. —

— Makarts „Fünf Sinne“ und ein Deckengemälde des Meisters sind vom österreichischen Unterrichtsministerium für die zu errichtende staatliche Kunstgalerie in Wien, in der ein eigenes Makart-Zimmer eingerichtet werden soll, angekauft worden. —

— Preise von 500 Mark, 400 Mark und 300 Mark schreibt der Verein Ornament (im Auftrage der Firma Engelhardt u. Kaebich zu Eberfeld) für Entwürfe zur Decken- und Wandmalerei aus. Die Entwürfe sollen 44x64 Centimeter groß gezeichnet sein, welche in halber Größe durch Lithdruck vervielfältigt werden können, worauf seitens der Autoren Rücksicht zu nehmen ist. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. November.